

Die Ära der Zuversicht ist vorbei

Der sich verschärfende Konflikt zwischen Amerika und China hat Folgen für das reale Leben – zum Beispiel meines

Von Ian Johnson



Es verändert sich gerade die Art und Weise, wie wir alle die Welt erleben. Kampfkunsttraining in Jiangsu, China.

Bald nachdem man mich Mitte März darüber in Kenntnis gesetzt hatte, dass mir mein Journalistenvisum für China entzogen worden war, stand ich vor einem Dilemma: Was sollte ich nur mit meiner Sammlung hölzerner Stöcke anfangen, mit denen ich fast zehn Jahre lang chinesische Kampfkunst trainiert hatte?

Sollte ich sie meinem Meister zurückgeben, einem freundlichen vierzigjährigen Busfahrer und Erben dieser Kunst, der sein Leben darangesetzt hatte, jenen Stockkampf wiederzubeleben, der einst so beliebt gewesen war in den Arbeitervierteln von Peking? Oder sollte die Umzugsfirma sie mit nach London transportieren, wo ich von nun an leben würde?

Die Stöcke waren nicht teuer gewesen, in jedem Kampfkunstgeschäft in jeder größeren Stadt der Welt würde ich sie nachkaufen können. Mein Lehrer konnte sie auf der anderen Seite auch nicht gebrauchen: Er hatte ein ganzes Lager voller Stöcke, mit denen er Interessierten Unterricht gab, ohne etwas dafür zu verlangen.

Meine aber waren von unbezahlbarem Wert für mich. Aus weißer Esche gemacht, nachgedunkelt vom Schweiß und Öl der Hände anderer Menschen, besonders von denen meines Sparringpartners: eines Tischlers, der mir Stunden

um Stunden geholfen hatte, im Park die Schritte zu verschiedenen Kampfposen zu lernen. Ich hatte das Gefühl, dass die Stöcke nach Peking gehörten. Aber sie waren auch ein Teil von mir, ich wollte sie behalten, selbst wenn es niemanden mehr gäbe, mit dem ich würde trainieren können.

Von weiter weg wirkt mein Dilemma wie ein lächerlich kleines Problem: Gemessen am täglichen Zirkus der Regentschaft Trumps, an der Pandemie und an der Black-Lives-Matter-Bewegung scheint ja selbst der Konflikt zwischen China und den Vereinigten Staaten bloß eine jener internationalen Zwistigkeiten zu sein, die außerhalb der Nabelschau der China-Beobachter wenig bedeuten. Wenn dieser Konflikt darüber hinaus etwas bedeutet, dann sicherlich auf der abstrakten Ebene der Geopolitik, wo Menschen Flugzeugträger bewegen, Sanktionen planen und mit diplomatische Verbindungen umgehen wie mit Karten auf einem Brettspiel.

Aber der Kollaps der chinesisch-amerikanischen Beziehungen hat auch Auswirkungen auf das echte Leben. Für sich genommen, scheinen all die Geschichten zerrissener Freundschaften und strapazierter Familienbeziehungen unerheblich – jedenfalls, wenn man mit Hardlinern redet, die glauben, dass die amerikanische Haltung gegenüber China entschei-

dend sei, um die Demokratie in der Welt zu sichern. Aber zusammen genommen, verändern diese kleinen Wunden die Art und Weise, wie wir alle die Welt erleben. Sie ergeben ein kollektives Trauma angesichts des Verlusts jener Ära der Zuversicht, die vor einigen Jahrzehnten eingesetzt hatte, als die Welt sich zu öffnen schien, wie unzureichend auch immer.

Ich will nicht larmoyant klingen, aber Menschen wie ich bauten ihr Leben auf einer Prämisse auf: dass die Welt verflochten ist und dass es erstrebenswert ist, sich beruflich lebenslang der Aufgabe zu widmen, andere Kulturen ein kleines bisschen verständlicher zu machen. Und auch darauf, dass es erfüllend sein würde, selbst wenn es nicht leicht ist oder unbedingt reich macht, so ein Leben zu führen (es sei denn, man wollte mit zwielichtigen chinesischen Wertpapieren handeln). Und es schien irgendwie auch ein sicherer Weg: Die Welt würde nicht zur Blockbildung von früher zurückkehren, als die Menschen aus dem einen Lager nicht ins andere durften. Es war eine Welt standardisierter Visaverfahren, regulärer Flugverbindungen und Berufschancen, ob nun in der Wirtschaft, im Journalismus oder im Kulturaustausch.

Und für mich hieß das, Chinesisch zu lernen – angefangen in meinem ersten

*Bald war China nicht nur
zu einer cleveren
Berufsentscheidung für
mich geworden, sondern
zur Berufung.*

Jahr am College und als Mitarbeiter der Studentenzeitung. Später ging ich nach Peking und schrieb meine Examensarbeit über amerikanischen Journalismus in China – weil ich verstehen wollte, wie man am besten über dieses Land berichtet. Mein Studium schloss ich mit einem Magister in „Chinese Studies“ ab, um für meine Arbeit als Korrespondent in China vorbereitet zu sein, und ging nach Taiwan, um mein Chinesisch zu verbessern.

Nichts davon garantierte mir einen Posten als Korrespondent, aber auf meinem Weg ermutigten mich die Leute fast immer und versicherten mir, dass ich das schon ganz richtig mache. Chinas Bedeutung in der Welt nahm mehr und mehr zu, die Handelsbeziehungen verbesserten sich, es würde immer Informationsbedarf über diesen wachsenden Riesen geben.

Aber wie bei vielen anderen, die ihr Leben der Aufgabe verschrieben haben, mehr über einen anderen Ort zu erfahren, wurde es bald mehr als nur eine kluge Berufsentscheidung für mich, in die chinesische Welt einzutauchen: Es wurde zu meiner Berufung. China, das hieß natürlich politische Unterdrückung, Luftverschmutzung und noch eine Million anderer Probleme mehr, und doch begann ich es zu lieben – angefangen bei der Kultur über die Menschen bis hin zu ihrer unkomplizierten Art, Probleme zu lösen, ihrer Leidenschaft für Innovation.

Meine persönliche Wunschliste der Orte, an denen ich gewesen sein wollte, bevor ich wieder wegging, die ewige innere Rechnung jedes Expats, wurde nie kürzer. Tatsächlich wuchs sie Jahr um Jahr. Je länger ich in China blieb, desto mehr lernte ich dazu, wollte ich erleben: mehr heilige Berge, mehr atemberaubende Landschaften, mehr Orte, an denen chinesische Mythen ihre Wurzeln hatten, mehr Häuser berühmter Künstlerinnen und Künstler, Autorinnen und Autoren, mehr Freundschaften in verschiedenen Städten.

Nach einiger Zeit kam mir die Idee idiotisch vor: Wozu sollte das gut sein – in einem Land zu leben, das nur eine Checkliste von Dingen war, die ich tun wollte, um sie abzuhaken? Das war kein Leben, das war Sterben.

So verging Jahr um Jahr, eines Tages würde mir klar, dass ich länger in China gewesen war als an jedem anderen Ort auf der Erde. Länger als die fünfzehn Jahre in meinem Geburtsland Kanada, als die zwölf in den Vereinigten Staaten, wo-

hin ich während der High School gezogen war und deren Staatsbürger ich wurde, länger als das Jahrzehnt in Deutschland.

Es ist nicht leicht, China Heimat zu nennen. Es ist das Ursprungsland des genetischen Determinismus. Man kann nicht wirklich Chinese werden, solange man nicht auch so aussieht. Es ist möglich, Chinese-American in der sechsten Generation zu sein, nur „ni hao ma“ sagen zu können und über das Land kaum mehr zu wissen, als was in chinesischen Restaurants auf der Karte steht, aber für China (und für viele Amerikaner in den Vereinigten Staaten) ist man Chinese.

Und umgekehrt würde ich nie Chinese werden – auch wenn ich noch so lange im Land gelebt, die Sprache und so vieles mehr gelernt hätte. Im Grunde ist es rechtlich fast unmöglich, sich in China niederzulassen und Staatsbürger zu werden: Es gibt keine Entsprechung zur „Green Card“ und deswegen auch keine echte Immigrantenkultur. Trotzdem liebte ich dieses Land vom ersten Besuch im Jahr 1984 an, und ich liebte es immer noch, als ich es Anfang dieses Jahres verließ.

Die Sehnsucht dazuzugehören, gibt es auch in umgekehrter Richtung. Viele Chinesinnen und Chinesen, die zum Studium in die Vereinigten Staaten gegangen sind, haben gelernt, das Land zu lieben. Viele bauten ihr Leben darauf auf, sich in den Staaten niederzulassen und jederzeit für Familienfeste nach China zurückfliegen zu können. Sie begannen, sich für amerikanische Politik zu interessieren, fanden sich mit Diskriminierungen ab und stellten eines Tages fest, dass ihre Kinder nicht nur in den Vereinigten Staaten geboren worden, sondern dort auch aufgewachsen waren. Sie waren zu Amerikanerinnen und Amerikanern geworden, auch wenn sie immer noch chinesische Pässe besaßen.

Die Corona-Pandemie hat es grundsätzlich schwieriger gemacht, zwischen Kontinenten zu leben. Aber der wahre Schaden wird sich erst langfristig zeigen: Die verschlechterten Beziehungen zwischen den Staaten bedeuten, dass Menschen heute für Dinge in Verdacht geraten, die eben noch den besten Ruf hatten.

Chinesinnen und Chinesen, die zum Studium in die Staaten gegangen waren, was einst als Segen für Amerika gesehen wurde, werden jetzt oft wie Saboteure oder Spione behandelt. Trumps Regierung hat vielen Ausländern kleinliche Demütigungen und Kränkungen zuteilwerden lassen, indem sie darauf beharrte, das neuartige Coronavirus „Chinese Virus“ zu nennen oder, im Namen der Pandemie-Kontrolle, die Arbeitsvisa von Hunderttausenden Nichtamerikanern außer Kraft zu setzen.

Ich kann das Verhalten Chinas in den vergangenen Jahren nicht entschuldigen – die Internierungslager für die Uiguren, die unablässige Unterdrückung freier Meinungsäußerung, die territorialen Übergriffe im Südchinesischen Meer. Aber die Kommunistische Partei Chinas hat ihre Ziele und Methoden immer klargemacht. Was sie tut, ist nicht schockierend, wenn man zur Kenntnis genommen hat, wie sie an die Macht gekommen ist und diese Macht in den vergangenen sieben Jahrzehnten behalten hat.

Was sich geändert hat, sind die Strategien und Taktiken, welche die Vereinigten Staaten nun im Umgang mit China einsetzen. Seit den siebziger Jahren war überparteilich eine Politik des Aus-

tauschs verfolgt worden, gemäß der Idee, dass es von Nutzen sei, China in die internationale Gemeinschaft einzubinden. Manche China-Kritiker behaupten, dass dieser Austausch immer schon ein naiver Traum gewesen sei, und sie deuten zum Beweis auf die Tatsache, dass China nicht liberaler geworden sei. Aber die meisten Realisten wussten, dass Demokratisierung bestenfalls ein entferntes Ziel ist. Die eigentliche Idee war, dass pragmatischer Austausch fruchtbarer als blinde Konfrontation sein würde.

Doch blinde Konfrontation ist jetzt der Tagesbefehl. Und genau wie es Leute, die China begriffen, vorhergesagt ha-

*Die Kenntnis Chinas in
der Außenwelt wird
immer kleiner werden,
doch den Ideologen im
Weißen Haus ist das egal.*

ben, ist das Ergebnis gleich null. Amerikas Handelsstreit hat keinen Wandel im Verhalten Chinas hervorgebracht und auch keinen großen Deal, von dem amerikanische Produzenten profitiert hätten. Von den Uiguren ist niemand aus dem Lager entlassen worden. Hongkong ist weniger frei. Und der Zugang westlicher Reporter zu Informationen über China ist gekappt worden dank der Ausweisung ausländischer Korrespondenten.

Diese Ausweisungen sind das direkte Resultat amerikanischer Politik. Im März hat die Regierung Trump effektiv etwa sechzig chinesische Journalisten des Landes verwiesen, sie erklärte das – aus meiner Sicht unaufrichtig – zur Vergeltungsmaßnahme für die schlechte Behandlung ausländischer Journalisten in China.

Die Zahlen mögen gering wirken. Außer mir hat China damals nur ungefähr ein Dutzend anderer Journalisten hinausgeworfen. Die Anweisung betraf amerikanische Passinhaber, deren Visa im Jahr

2020 zur Verlängerung anstanden und die von der „New York Times“, dem „Wall Street Journal“ und der „Washington Post“ finanziert werden.

Aber in der Praxis demonstrierte es den amerikanischen Press Corps in China. Weil nur diese Medienhäuser, besonders die „Times“ und das „Journal“, die Leute und das Budget haben, ehrgeizige investigative Recherchen sensibler Themen anzugehen, wie es der Umgang mit den Uiguren, die Finanzen politischer Führungsfiguren oder die wachsende digitaler Überwachung sind. Die wenigen verbleibenden Korrespondenten werden kaum die Ressourcen für solche Projekte haben. Was bedeutet, dass sich die Kenntnis Chinas in der Außenwelt immer mehr auf die täglichen Nachrichten beschränken wird.

Den Ideologen im Weißen Haus ist das egal: Harte Hand gegen China ist heute einfach unumgängliche Realpolitik. Das Hauptziel jedoch hat nichts damit zu tun, sich gegenüber China behaupten zu wollen: Es geht darum, China zum Instrument der Wiederwahl Trumps im Herbst zu machen. Und wenn seine harten Sprüche auch noch der „Times“, der „Post“ und dem „Journal“ schaden, dann umso besser. Trumps eigentliches Ziel ist es, den amerikanischen Wählerinnen und Wählern vorzuspiegeln, dass China für das Coronavirus verantwortlich ist und, als Folge, für die Wirtschaftskrise, welche die Pandemie ausgelöst hat.

Deswegen schmerzt mich meine Ausweisung aus China so sehr. Ich würde sie akzeptieren, wenn China in der Tat wie Deutschland in den dreißiger Jahren wäre und die Welt auf einen notwendigen Showdown zusteuerte. Aber China ist nicht Nazi-Deutschland, auch wenn manche so etwas behaupten.

Es stimmt, viele seiner Maßnahmen verstoßen gegen die Werte offener Gesellschaften, und doch gibt es in China immer noch viele Leute, mit denen man von außen im Austausch sein kann: unabhängige Filmemacher, Autoren, Intellektuelle, sogar Regierungsbeamte. Irgendwie wird dieser Austausch weitergehen, aber es ist zweifelhaft, dass Studienaustauschprogramme, akademischer Dialog, Tourismus und natürlich investigativer Journalismus in naher Zukunft in großem Maße zurückkehren werden.

Monatelang konnte ich mich nicht entscheiden, was ich mit meinen Stöcken machen sollte. Bis ich jetzt schließlich meinen Lehrer um Rat gebeten habe. Er hat mir empfohlen, sie zu behalten, denn wir würden etwas teilen, das man „yuan“ nennt, Schicksal, eine Art Verwandtschaft. „Bitte nehmen Sie die Stöcke mit in einen Park in London und trainieren dort mit ihnen“, sagte er. „Und denken Sie an uns.“

By Ian Johnson © 2020 The New York Times Company

Aus dem Englischen übersetzt von Tobias Rütger.

Der Pulitzer-Preisträger Ian Johnson ist ständiger Mitarbeiter der „New York Review of Books“ und der „New York Times“. Zuletzt erschien sein Buch „The Souls of China – The Return of Religion after Mao“.

Ich habe mit Blick auf die Hysterie um Hongkong diesen authentischen Artikel aus der FAZ entlehnt, kommentiere und kürze natürlich nicht. Da Ian Johnson sich aber an einer Stelle zu den Uiguren (Internierungslager) äußert, ändere ich diese Prämisse: Man mag über diese Lager denken, was man will. Aber China war ebenso wie die USA Opfer von Terror, GI's haben in Afghanistan und Pakistan in Ausbildungslagern der Taliban und von Al Quaida u.a. auch uigurische Terroristen nach Guantanamo verschleppt! Nur ausgeliefert an China haben sie diese nicht. Seit 19 Jahren führt die USA (u.a. mit Deutschland) wegen 9/11 Krieg mit zehntausenden zivilen Opfer und verbrannter Erde bis tief hinein nach Afrika. Der Terror ist heute stärker als zuvor. China hat sich zu einer anderen Strategie als Krieg entschieden: „Internierungslager“, die Chinesen sprechen von „Umerziehung“. Niemand weiß nichts, aber auf die Uiguren sind keine Bomben gefallen, niemand kam zu Tode und von Terroranschlägen, wie sie früher leider üblich waren, ist nichts mehr zu hören oder zu lesen – selbst nicht in sozialen Medien. In China unterstützt das Volk dies nachhaltig. Muss nichts heißen, im Westen bezahlen die Steuerzahler auch weiter jenen Krieg gegen den Terror. Nur, wer diesen Wahnsinn gutheißt hat kein moralisches Recht, China für sein so anderes Konzept anzugreifen. Das ist meine Meinung.